

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 4

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

Es war schon dunkel, als Melchior Anderegg hereinkam. Er wollte trotz der vorgerückten Stunde seine Freunde noch einmal sehen. Er hatte eine Kerze mitgenommen, und die zündete er jetzt an; obwohl die vom Blumenduft gesättigte Luft vollkommen still war, geisterte der gelbliche Schein unruhig durch den engen Totenraum.

Melchior hatte sich nach einer schlaflosen Nacht den ganzen Tag matt und müde in der Werkstatt aufgehalten, unfähig, ein Holzstück in die Schnitzbank zu schrauben, unfähig, einen Meißel anzusetzen. Am Abend hatte es ihn auf den Weg zur Friedhofskapelle getrieben. Da die Türe bereits geschlossen war, überlegte er eine Minute, ob er bei Tag wieder kommen sollte; dann klopfte er aber doch beim Sigrift an und ließ sich dort den Schlüssel aushändigen.

Lange weilte sein Auge auf den beiden Gefährten. Hoheitsvoll, fast feierlich sahen sie aus; es war, als besännen sie sich in ihrem Schweigen auf etwas, das jenseits alles Erfahrbaren stand. Ueber ihren Häuptern, die wie Silhouetten aus der Ewigkeit ausgeschnitten waren, schwebte ein tiefes Einverständnis mit dem Geschehen und dem gelebten Leben, wie kurz es auch gewesen war. Wie gut, wie einzig richtig wäre es, da neben ihnen zu liegen und selbtritt ins Weite zu gehen, sann Melchior. Er wünschte es so innig und aufrichtig, daß ihm das Sterben fast als beneidenswert, vertraut und tröstlich erscheinen wollte. Denn was wollte er noch in dieser Welt, nachdem ihn Hans Jaggi und Andreas Jaun verlassen hatten? Was gab es für ihn noch zu suchen? Er fluchte dem Felsblock, an dessen Rante das Seil und die Gemeinschaft mit ihnen für immer zerrissen war; er fluchte dem Berg, der sie emporgelockt und geschlagen hatte; er fluchte der Heimat, in der so schwierige Berge ragten. Aber würde es denn ohne diese Heimat

und ohne diese Berge ihre Freundschaft überhaupt jemals gegeben haben?

Es hatte keinen Sinn, zu hadern und zu fluchen. Melchior mußte sich als Ueberlebender mit der Erinnerung an das Gewesene, an die herrliche Zeit begnügen. Und diese Erinnerung wollte er als strahlendes Bild auf den Altar seiner zukünftigen Tage stellen. Vielleicht mußte es so sein, daß er allein zurückblieb; vielleicht hatte Gott etwas Besonderes mit ihm vor. Aber warum denn nur mit ihm, Melchior Anderegg, und nicht auch mit den andern? War seine Kunst wirklich so stark, daß er für sie aufgespart wurde? Und weshalb brauchte es den Tod seiner Freunde dazu? Was sollte dieses Opfer? Wo waren die Zusammenhänge? Was wurde im Verborgenen verfügt? Mit diesem Grübeln und Bohren stieß er an Fragen, die er immer weniger zu beantworten vermochte.

Am nächsten Tag wurden Hans Jaggi und Andreas Jaun dem dunklen Schoß der Heimat-erde übergeben, deren Stolz und Freude sie gewesen waren. Während der Nacht war in den Höhen der erste Schnee gefallen. Makellos rein strahlte die Engelburg auf das Dorf hernieder, der Berg, der in erhabener Schönheit schon über ihren Wiegen geleuchtet hatte.

Im Leichengeleite ging ein Wispern von Mund zu Mund. Melchior Anderegg fühlte, daß von ihm geredet wurde, von ihm, der bleich und verschlossen unter den Trauernden erschienen war. Er fühlte es an den feindselig beobachtenden Blicken, die sich immer wieder wegstahlen, sobald er aus seiner Versunkenheit aufschaute. Aber es störte ihn nicht, es reichte ihm schon nicht mehr ans Herz; es war nur wie ein Schatten, der flüchtig seine Blutwärme streifte. Denn was sich in diesen Stunden in Melchior Anderegg vollzog, war die Heimkehr zu sich selber, die Wendung nach innen, eine halb wehe, halb froh-

lockende Ahnung kommender Dinge. Langsam würde die Wunde vernarben; langsam würde unter dem Schorf zur Frucht heranreifen, was er in den letzten Tagen an innern Gesichten empfangen hatte. Der Sinn der Absonderung lag darin, daß er ein Schaffender wurde und fortan ganz seinem Werk gehörte. Als er von einem Ellbogen gröblich in die Seite gestoßen wurde, hob er sich still davon, die Handvoll Erde, die er seinen Freunden hatte ins Grab werfen wollen, auf dem schmalen Friedhofsweg zerkrümelnd.

*

Aber es kam noch schlimmer, viel schlimmer. Ohne daß laut über das Unglück an der Engsburg gesprochen wurde, verbreiteten sich die seltsamsten Gerüchte im Dorf. Niemand wußte, wer sie austreute und von welchem bösen Wind sie in die Häuser getragen wurden; sie waren auf einmal da und wucherten weiter wie das Unkraut. Nach diesen Gerüchten sollte Melchior am obersten Gratturm ruhig zusehen haben, wie die Gefährten nicht mehr vorwärts konnten und in die Tiefe stürzten, obwohl er sie durch eine richtige Sicherung hätte retten können. Es ging sogar das Getuschel, daß an der Geschichte mit dem abgetrennten Seilstumpfen etwas dunkel und zweifelhaft sei. Einem Menschen, der den Leuten ausweiche, sei alles zuzutrauen; vielleicht habe er das Seil mit dem eigenen Taschmesser durchgeschnitten. Es bewirkte keinen Eindruck und nützte nichts, daß in der Zeitung des Tales zu lesen stand, der Hergang des Unglücks sei vollständig aufgeklärt, es falle keine Schuld auf Melchior Anderegg, und er habe als Ueberlebender durchaus seine Pflicht getan. Viele behaupteten, die Notiz sei von keinem andern geschrieben und eingesandt worden als vom Holzschnitzler selber; aber es werde ihm nicht gelingen, sich damit reinzuwaschen.

Anderegg machte sich wenig aus dem schleichenden Gerede, das sich versteckt zu halten und willfährige Ohren zu vergiften verstand; er schwieg dazu und schloß sich in der Werkstatt ein. Aber dadurch wurde die Sache nicht besser. Die Gerüchte erhielten neue Nahrung; denn niemand bedachte, daß Anderegg überhaupt nie

viel zu sagen pflegte, sondern die Dinge leidend über sich ergehen ließ. Die Verdächtigungen schwellten zählebig im geheimen und wollten, da ihnen niemand entgegentrat, selbst nach Tagen und Wochen kein Ende nehmen.

„Warum mußte es denn gerade Andreas Jaun und Hans Jaggi treffen?“ raunte die Frage im Mottenpelz der Gerechtigkeit. „Das waren doch angesehene Männer, Anderegg aber ist es nicht, bei weitem nicht; der verkriecht sich ja, der gehört gar nicht zu uns.“

Ob schon ihm vieles zugetragen wurde, worüber ein anderer sich unter die Erde geärgert haben würde, glaubte er unbeirrbar an das Schicksal und an seinen guten Stern. Er besaß seine Arbeit, seine Träume und Bilder, die er dem Holz anvertrauen wollte; sicherlich würde ihm aus der Mühsal, aus der Prüfung und Bewährung nach Jahren der Schimmer eines Lächelns, einer Beglückung erblühen. In einer Welt, durch die der Haß und die Mißgunst loderten, wollte er denen, die Augen hatten, den Weg zum Schönen weisen; er wollte seine Stimme, die jetzt noch überhört und verachtet wurde, für die Würde und Größe der Heimat erheben. Seine mit andächtiger Hingabe geschnittenen Figuren sollten Wesen aus den Bergen und aus dem Tale sein, Menschen und Tiere mit ihrer Leichtigkeit und ihrer Schwere, mit ihrem Sehnen und Leiden; und über allem sollte das milde Licht eines sonntäglichen Friedens liegen. Manches hatte er schon in das Holz geschnitten, aber das Letzte und Tieffste ruhte noch immer unausgesprochen auf dem Grund seiner Seele. Das noch Ungesagte faßbar zu machen und seine Lebensfülle schenkend zu verströmen, war das Ziel seiner Kunst. Jede unnütz vertane Stunde würde ihm als Frevel an seiner Arbeit erscheinen. Schon sah er in den Bäumen des Waldes den bildsamen, edlen Stoff, aus dem er drängenden Reichtum zu formen gedachte.

Niemand merkte, was Melchior Anderegg sann und fühlte. Er war ernst und gemessen, sein Gesicht blieb unbeweglich und ruhig, in Freude wie in Leid. Er liebte alles, was lebte und alles, was nicht lebte. Er sprach mit den Blumen im Garten und mit dem Gras auf der Wiese, mit den Steinen und mit dem Eis auf

den Bergen. Er hatte die Liebe zu den Dingen von der Mutter mitbekommen. Sie hatte ihn gelehrt, daß ein Mensch, der in seinem Herzen gut und aufrichtig ist, sich unter Gottes freiem Himmel wohlfühlt; denn die Natur offenbart sich dem, der das Rechte tut. Der Ungerechte und Böse aber findet nirgends Frieden, weil alles ihn abstößt und auf ihn selbst zurückwirft. Das ist so und muß so sein, weil Gott in allem wohnt, was er geschaffen hat, in der stummen Kreatur, in Baum und Busch, im Wasser und in der Erde, im Leuchten der Sternbilder und im Glanz über dem Gletscher. Das alles hatte seine Mutter geglaubt und ihn gelehrt, und er glaubte es auch, inbrünstig, mit ganzer Kraft der Seele.

In diesem Dorf war er zur Welt gekommen, in diesem Dorf wollte er leben und wirken. Das wußte er seit jener Minute auf der glitschigen Planke über den Bach, da er zögernd die Augen geschlossen und alles dem Zufall anheim gestellt hatte. Und er wußte es seit jener Stunde, da er nach der Heimkehr von der Engsburg die Hand Annelies Jaggis auf seinem Arm gespürt. Die jetzt bereits herbstlich verfärbten Wälder und die weißen Ruppen der Berge standen wie Gottesnähe über dem geschäftigen Tal, aus den Matten klang das Geläute weidender Herden, und aus den Gehöften stieg behaglich der Abendrauch. Melchior spürte, daß hier trotz allen Kummers seine Heimat und seine Zukunft war. Einmal, wenn vielleicht keine unmittelbare Erinnerung mehr daran rührte, würde der Schmerz vergessen sein, einmal würden ihm die Nachbarn wieder freundlich begegnen, und dann würde es wieder gut sein, unter ihnen zu leben und zu arbeiten. Er hatte keinen Grund, zu klagen; er war einig mit sich und zufrieden im Gemüt; er wollte warten und sich gedulden, denn alles geht vorbei, die Zeit nimmt alles in den großen Strom.

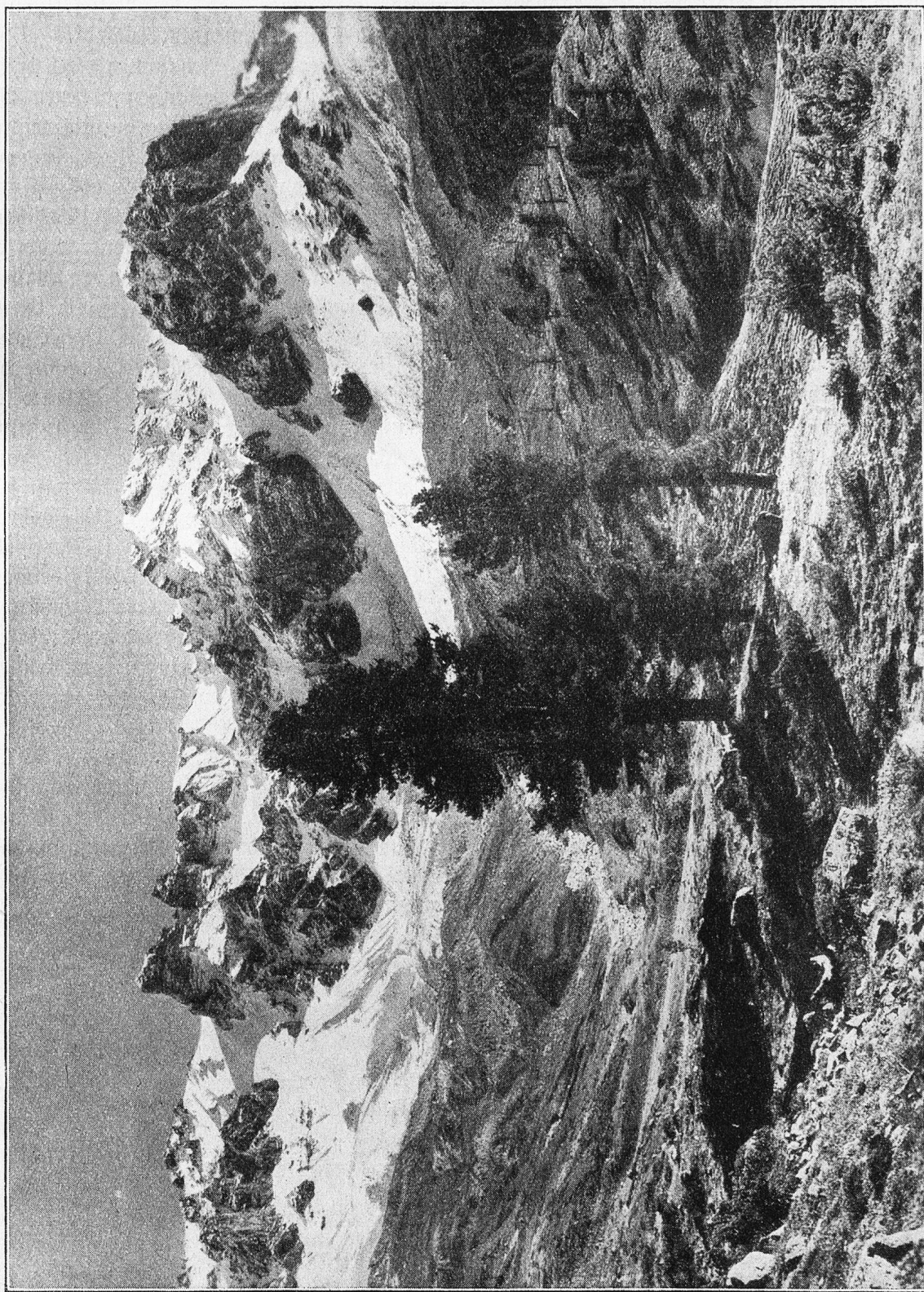
Eines Vormittags zu Beginn des Winters merkte er, daß die Feindschaft gegen ihn nicht versiegen und nicht vertropfen wollte. Auf dem Gang zur Sägerei, wo er einen Holzblock für eine Großfigur auszusuchen hatte, begegnete er dem Postbeamten Klaus Ringgenberg. Sie waren in der Schule auf der gleichen Bank gesessen,

hatten manchen losen Streich verübt und dafür die gebührende Strafe eingestekkt, sie hatten dem hablichen Bauern Zursflüß Fröhäpfel aus dem Baumgarten geholt, in den Wässermatten die Schwellen versezt und einander bei den Hausaufgaben getreulich ausgeholfen. Auch in späteren Jahren war nie auch nur die Spur eines Schattens zwischen sie gefallen. Deshalb ging Melchior, die Dorfstraße querend, unbefangen auf den einstigen Kameraden zu, bereit, ihm den Morgengruß zu bieten. Ringgenberg aber schnupperte in die Luft, die nach Schnee und Kälte roch, tat, als sehe er Melchior nicht, und schritt, die Hände in den Taschen vergraben, steif und frostig an ihm vorüber.

„So, du auch?“ lispelte Anderegg gequält. Die Abweisung schmerzte ihn im tiefsten, so daß sich der Weg vor seinen Augen wie im Nebel verlor. Von der Umwelt verurteilt, verstoßen und verspieen, verbrachte er den Rest des Tages in dumpfer Verwirrung. Wohl erkannte er, was mit der Verleugnung durch Ringgenberg gemeint war, aber niemals begriff er, daß solches unter Menschen geschehen konnte, auf so schrofpe, harte Art. Zulezt glänzte doch etwas wie Glorie um sein Weh; die Glorie dessen, der zu ertragen versteht. Zuweilen bedeckte er sein Gesicht mit den Händen, um eine bessere, in sich ausgerichtete Welt zu erschaffen; aber bei jedem neuen Aufblick sah er die hämischen Gesichter, die hinter leis bewegten Vorhängen auf ihn starrten; und er sah die Leute, die einen weiten Bogen um ihn beschreiben.

Seit Mitte Oktober hatte sich die Sonne dem Dorf entzogen, und es wurde jedes Jahr Ende März, bis das erste wärmende Licht zu einer bestimmten Stunde und Minute auf die westlichen Giebel des Ortes fiel. Während dieser langen Monate, die träge und widerspenstig verstrichen, herrschte Bruder Griesgram in der Gegend, dünner, müder Schimmer sickerte gleichsam wie aus zweiter Hand durch die Gassen und Astgerippe der Bäume, und die Menschen selbst, die sich am nächsten standen, gönnten einander kaum ein mürrisches Wort.

In dieser trüben, harzigen Zeit schweifte Melchior Andereggs Blick oft durch das Fenster der Werkstatt zur Mettmenlaui hinauf. Still



Der Pamangur und die Starlexgruppe im Nationalpark

drohend, hellgrün und blau hing dort der Gletscherabbruch mit seinen Eistürmen und gähnenden Spalten. In den unergründlichen Schründen und Rissen hausten ungewisses Dunkel und Grauen, die Séracs aber ragten rein wie Kristall ins Helle empor, in allen Farben spielend, wenn ein Strahl der Sonne sie traf. Ueber dem wilden Eislabirinth dehnte sich der Firn ins Grenzenlose, blendend im leuchtenden Mittag, zitternd in der violetten Luftspiegelung ganz oben, wo er mit dem Rand des Himmels zusammenfiel. Der gewaltige, schlafende Wintergletscher war nach Melchior Andereggs Sinn. In seinem Gesprüh und Gefunkel fühlte er sich gehoben, ob es auch hier unten schattenhalb und düster war.

*

In diesem sonderbaren Jahr schwärzte viel Kampf in der Gegend. Folgeschwere Entschlüsse mußten getroffen werden. An der auf Silvester anberaumten Gemeindeversammlung sollte über die Beitragsleistung an den Bau eines Kraftwerkes entschieden werden. Der elektrische Strom war für die Talschaft ein Wunder mit sieben Siegeln, mit dem man die Nacht erhellen, an dem man aber auch die Hände verbrennen konnte. Der Kampf um das Für und Wider hatte die Köpfe der Stimmberechtigten schon vor Wochen derart erhitzt, daß es zu Radau und Balgereien gekommen war. Die sonst so verhaltenen, einsilbigen Männer wurden von der Kanzel herab zur Vernunft und Besinnung er-

mahnt. Der Streit drehte sich zunächst um die grundsätzliche Frage, ob die Verwirklichung des Projektes als dringendes Bedürfnis zu betrachten sei oder nicht. Behauptung stellte sich gegen Behauptung, Beweisführung gegen Beweisführung; die der Neuerung günstig gesinnten Jungen murrten gegen die Alten, und die Alten, die eine Verschuldung der Gemeinde und durch die Hochspannungsleitung eine Verschandelung der Landschaft befürchteten, knurrten gegen die Jungen. Die Nützung der Wasserkräfte sei ein Gebot der Stunde, tönte es im Orchester des Fortschritts; es sei bisher auch ohne dieses Teufelszeug gegangen, summt die Beharrung. Seit Menschengedenken hatte es hierzuland keinen solchen Aufruhr und Auflupf, keine solche Erregung der Geister gegeben. Mancher verkniffene Duckmäuser, der sich sonst für fünf Wörtchen lieber in die Kniescheibe bohren ließ, schwang sich im Umsehn zum Schreibold auf. Das Dorf war von einem Fieber heimgesucht, von dem es gerüttelt und geschüttelt wurde. Ueber der schwebenden Frage entzweiten sich nicht nur Freunde, die einander zu kennen und zu verstehen meinten, sondern sogar die nächsten Verwandten. An manchem Herd, wo Vater und Sohn in Sachen Kraftwerkbau an verschiedenen Stricken zogen, waren der Unfriede und die Kolderei zu Gast. Und in den letzten zwei, drei Nächten vor der Abstimmung scherbelte bei Freund und Feind viel teures Fensterglas.

Ein bisschen Freude

Conrad Ferdinand Meyer

Wie heilt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schwermut Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein, mit ein bisschen Freude!

Wie flicht sich ein zerrissner Kranz,
Den jach der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bisschen Freude!

Wie süht sich die verjährte Schuld,
Die bitterlich bereute?
Mit einem strengen Heute?
Mit Büsserhast und Ungeduld?
Nein. Mit ein bisschen Freude!